Der Hausfreund

Unterhaltungs-Beilage zur

Deutschen Rundschau

Nr. 197. Bromberg, den 28. September 1927.

Die Fahrt der Springflower.

Roman von **Edmund Sabott.**

(9. Fortsetzung) (Nachdruck verboten.)

Frank Hulls Flugzeuggeschwader kehrte nach viertägiger vergeblicher Suche zurück. Eine der Maschinen fehlte. Sie hatte Havarie erlitten und schwamm irgendwo mit drei Mann Besatzung im Ozean. Ein chilenisches Torpedoboot fand sie einige Tage später im Sturme treibend. Die drei Leute waren halb verhungert, fast irrsinnig vor Durst, ein Spital nahm sie auf. Ihre Bilder gingen damals durch alle Zeitungen.

Von der „Springflower" aber hatte man keine Spur gefunden. Sie blieb verschollen. Gescheitert war der Versuch Frank Hulls, das Schiff mit Hilfe von Flugzeugen aufzuspüren, und dieser Mißerfolg hatte erwiesen, daß es gegenwärtig kein Mittel gab, mit Sicherheit das Geheimnis zu lösen, das sich mitten im Ozean mit der „Springflower" begeben hatte.

Nathanael Schuyler war es, der den Reigen eröffnete mit der Ausschreibung ungeheurer Belohnungen: fünf Millionen Dollar! Ihm schloß sich sofort Jone Ruesdael an, und Rantoul, der Eisenbahnkönig, lockte und winkte mit zehn Millionen. Von immer neuen Ausschreibungen berichteten die Zeitungen, nur Dolan folgte dem Beispiel der andern nicht.

Es kam keiner, sich die Belohnungen zu verdienen, wenngleich die Zahl derer, die mit mehr oder minder unsinnigen Vorschlägen an die unglücklichen Familien herantraten, von Tag zu Tag größer wurde.

Die Kriegsmarine der Staaten erklärte sich bereit, ein Geschwader von Zerstörern in jene Gewässer zu schicken, wo die „Springflower" verschollen war. Die ganze Südsee sollte abgestreift werden. Alle Sachverständigen urteilten über die Aussichten dieses Unternehmens höchst zweiflerisch, denn es war keine Kleinigkeit, ein einzelnes Schiff zu suchen. Der Ozean ist weit. Man verwies auf die Erfahrungen aus dem letzten Kriege, wo es einzelnen deutschen Schiffen gelungen war, sich unter geschickter Führung Monate und aber Monate lang in der Weite der Meere aufzuhalten und zu verbergen. Und die „Springflower" war im Vergleich zu jenen tapferen deutschen Schiffen noch viel günstiger daran: sie schwamm in wenig befahrenen, fast ganz vereinsamten Gewässern, sie brauchte nicht — wie jene Kriegsschiffe — durch Angriffe auf andere Schiffe und auf Häfen ihre Sicherheit aufs Spiel zu setzen; sie brauchte sich nur verborgen zu halten. Kein Mensch würde sie je finden — wenn nicht ein Zufall zu Hilfe kam.

Andere Kluge tauchten in den Zeitungen auf und sagten, daß die „Springflower" sich nur allzu bald wieder einfinden müsse: der Mangel an Kohlen und noch mehr der Mangel an Nahrungsmitteln würde die Befehlshaber des Schiffes zwingen, bald wieder die großen Häfen anzulaufen. Das sah man ein, und man wartete auf dieses Wiederauftauchen der „Springflower" von Tag zu Tag, und Dutzende von Malen wollte man sie in einem der Häfen längs der südamerikanischen oder australischen, einmal sogar der chinesischen Küste haben auftauchen sehen; sie tauchte nicht auf, sie blieb verschollen. Keine Spur fand sich von ihr.

Die ausgesetzten Millionenbelohnungen wurden dadurch erhöht, daß sich verschiedene Familien zusammenschlossen und einen gemeinsamen Aufruf erließen. Das war alles. Es fand sich auch jetzt noch keiner, der da kam, um sich die Millionen zu verdienen.

Unzweifelhaft war nur festgestellt worden, daß die zwanzig angeblichen Freunde des Lord Hurrogate sämtlich unter falschem Namen an Bord der „Springflower" gegangen waren, und daß es sich um keine Engländer, sondern aller Wahrscheinlichkeit nach um amerikanische Banditen handelte. Jeder von ihnen hatte einen, manche sogar zwei Diener mitgenommen, und es war anzunehmen, daß sich die Zahl der Verbrecher an Bord auf mindestens sechzig belief. Daß sich das Schiff in ihrer Gewalt befand, war sicher. Zweifelhaft allein blieb, wann und wo die „Springflower" wieder auftauchen und welche Schreckensnachricht dann von den jetzigen Herren an Bord über die Welt verbreitet werden würde. — — —

Als Frank Hull von seinem Ozeanflug wieder in Newyork eintraf, stand für ihn schon auf dem Flugplatz Dolans Auto bereit.

Er möge sich ohne Verzug zu Dolan begeben, wurde ihm bestellt, kaum daß er den Führersitz an seiner Maschine verlassen hatte.

„Ich komme!" erwiderte er und brach sich mit Mühe Bahn durch den Ring der Ausfrager und Neugierigen, die sich trotz der späten Stunde auf den Flugplatz gedrängt hatten.

Frank Hull vertröstete alle auf die andern Piloten, die in wenigen Minuten landen würden. Ihn selbst rief der Chef. Magnesiumlichter umzuckten ihn, als er zum Auto schritt.

Eine halbe Stunde später betrat er abermals das Haus am Madison Square. Diesmal brauchte er nicht zu warten, brauchte weder den hünenhaften Neger noch den seidenweichen Simili-Großfürsten anzubrüllen, sondern er ward sogleich wie ein längst erwarteter und hoch zu ehrender Gast in das Innere des Hauses geführt, wo Dolan ihm entgegentrat.

Ja, Andrew S. Dolan wartete auf Frank Hull! Er ging dem jungen Piloten mit beschleunigten Schritten entgegen, er drückte ihm beide Hände, er konnte sich nicht genug tun an Herzlichkeit, und er sagte: „Ich danken Ihnen! Ihnen und allen denen, die ihr Leben für das Unternehmen eingesetzt haben — wenn auch leider alles vergeblich war. — Ridder und seine Leute sind noch immer nicht gefunden?"

Es handelte sich um die Besatzung jenes Flugzeuges, das über dem Ozean Havarie erlitten hatte und zu jener Zeit, da Frank Hull schon nach Newyork zurückgekehrt war, wahrscheinlich noch auf den Wellen trieb.

„Nein, sie sind noch nicht gefunden", antwortete Frank.

„Aber Sie haben Hoffnung?"

„Ich habe Hoffnung. So lange Ridders Funkempfangsanlage in Ordnung ist, so lange besteht Aussicht, ihn zu retten, und es gibt keinen Grund zu der Annahme, daß die Anlage beschädigt ist. Sind erst Entsatzschiffe in genügender Nähe, so wird er sie herbeifunken können. Hoffentlich reichen die Lebensmittel und das Wasser aus! Um anderes sorge ich mich nicht."

„Hoffen wir, daß sie gerettet werden!" sagte Dolan und ließ sein Kinn, als wäre der Kopf ihm zu schwer, auf die Brust sinken.

Er war alt geworden in diesen letzten Tagen. Frank stellte das zu seinem Schrecken fest. Das weiße Haar überraschte nicht mehr so wie an jenem Abend ihrer ersten Begegnung. Seine Augen — diese klaren blauen Augen Gwennies — waren nun trüb und hatten die Neigung, sich starr und blicklos an irgendeinem gleichgültigen Gegen-

stande festzusehen. Dann schien es, als entglitte Dolan das Denken, als ließe er sich willenlos umschlingen von seinen Sorgen und Ängsten um Gwennies Geschick.

„Kommen Sie!" sagte Dolan und nahm seinen Gast mit mühsam gespielter Munterkeit bei der Hand und führte ihn quer durch das große Zimmer hinüber zum Kamin, worin ein großes Feuer loderte. Die Scheite krachten und zerstoben.

Dolan starrte in das Feuer. Er ließ sich noch nicht nieder, sondern stand ein wenig gebückt und händereibend vor dem Feuer. Dann strich er sich über das Haar.

„Es ist kalt in diesem großen Hause. Mich fröstelt. Ich bin nur in Newyork geblieben, um Sie zu erwarten." Er zuckte nervös mit den Schultern und schüttelte unwillig den Kopf. „Morgen", fuhr er fort, „werde ich nach Cincinnati gehen, ich fühle mich dort wohler als hier. Fast ist es meine Heimat."

Er schwieg und schien irgendwelchen Gedanken nachzusinnen, warf dann einen Blick auf Frank, lächelte und sprach weiter: „Wenn es meine Zeit erlaubt, werde ich dann nach Miami, vielleicht auch nach Kalifornien, nach Saucelito gehen. Gwennie war ja in ihren letzten Tagen dort. — Es wird trübe hier oben am Hudson. Nebel und Nebel."

Wie hoffnungslos er lächelt! dachte Frank Hull. Er wich Dolans Blick aus, als er sich aufmerksam angeschaut fühlte.

„Sie finden, daß ich alt werde, Herr Hull? — Still! Lügen Sie nicht! Es stand in Ihrem Blick. Sie haben Mitleid mit mir und finden mich jammervoll. — Ja — man glaubt nicht an das Alter, und plötzlich — durch irgendein Ereignis, in irgendeinem plötzlichen Schrecken — ist das Alter da."

Er stand noch immer vornüber geneigt vor dem Feuer und starrte in die Flammen. Die Hände hatte er auf dem Rücken ineinandergelegt. Dann drehte er sich rasch zu Frank um, wiegte sich auf den Fußspitzen auf und nieder, aber diese Spannkraft sah gemacht und mühselig aus. Man glaubte sie ihm nicht mehr.

„Nun, erzählen Sie mir von Ihrer Suche nach Gwennie, mein lieber Herr Hull!"

Das war das erste Wort, mit dem er des verschwundenen Schiffes gedachte. Offenbar hatte er es bisher vermieden und sich gefürchtet, die Rede darauf zu bringen.

Er ließ sich plötzlich in den hochlehnigen gobelinbezogenen Backenstuhl fallen, und es sah aus, als sänke seine hohe Gestalt im Sitzen in sich zusammen. Er hob wie mit einiger Anstrengung den Kopf.

„Sagen Sie die Wahrheit, Herr Hull! Belügen Sie weder sich noch mich: Habei Sie noch eine Hoffnung?"

„Aber gewiß, Herr Dolan! Ich habe noch viele Hoffnungen."

„Hoffnungen für Gwennie?"

„Ja, für Gwennie!"

Dolan ließ den Kopf sinken. Seine schmalen blassen Hände hingen über den Armlehnen hinab. Dann wies er auf den Sessel, der ihm nahe gegenüberstand und sagte: „Setzen Sie sich bitte zu mir, Herr Hull, und erzählen Sie — von Ihrer Hoffnung! Übrigens — Sie wollen rauchen?"

„Nein, ich danke!"

Dolan warf ihm lächelnd einen dankbaren Blick zu, denn er selber rauchte nie. Seine oberste Moral, hatte Gwennie einmal gesagt, war die Erhaltung seiner Gesundheit.

„Ich zweifle nicht," sagte Frank nach einer Pause, „daß wir in naher oder ferner Zeit von der „Springflower" hören werden."

„Und was werden wir von ihr hören?"

Frank zuckte die Achseln.

„Das ist nicht leicht zu sagen. Ich glaube, daß man die Damen irgendwo gefangen setzen und sich dann an die Familien wenden wird, um aus denen ein Lösegeld herauszuschlagen."

„Glauben Sie, daß es nur das ist?" fragte Dolan hastig und erfreut. „Jeder von uns wird ohne Besinnung jeden beliebigen Betrag zahlen."

„Natürlich!" warf Frank erbittert dazwischen, was Dolan in seinem Eifer überhörte.

„Ich wünschte, diese Hoffnung ginge in Erfüllung", sagte er bang.

„So würden auch Sie etwa das Geld zahlen?"

„Aber natürlich! Wenn ich damit das Leben meines Kindes retten kann! Sollen mir fünf oder zehn oder noch mehr Millionen wertvoller sein als Gwennies Leben und ihre Sicherheit? Sie ist mein Kind, Herr Hull, sie ist mein einziges Kind!"

Der andere zuckte die Achseln und schwieg.

„Sie sind nicht meiner Ansicht?" fragte Dolan.

„Nein!"

„Nun gut — so sagen Sie mir, was Sie täten, wenn von mir ein Lösegeld gefordert wird!"

„Es wäre unverantwortlich, die maßlose Frechheit der Bande noch zu belohnen, indem man ihr ein Lösegeld zahlt."

Dolan lächelte nachsichtig.

„Sie sind bewunderungswürdig tapfer, Herr Hull! Aber wollen Sie sich, bitte, trotz Ihrer Tapferkeit überlegen, welche Folgen es hätte, wenn wir das Lösegeld verweigerten? Sie selber nehmen an, daß man die Damen irgendwo gefangen setzen wird. Man wird dazu einen recht entlegenen und schwer zugänglichen Fleck aussuchen. Bei dem ersten Befreiungsversuch wird man uns mitteilen, daß man leider gezwungen war, den Damen ans Leben zu gehen — — —"

Frank machte eine heftige abwehrende Bewegung mit der Hand.

„Der erste Befreiungsversuch muß eben schon glücken!"

„Bitte, Herr Hull, es ist Ihnen anzusehen, daß Sie nur noch mit Mühe alle Ihre guten Vorschläge für die Befreiung der Damen zurückhalten können. — Sprechen Sie nun!"

„Zunächst können wir freilich nichts anderes tun als abwarten, und zwar so lange, bis die „Springflower" etwas von sich hören läßt. Dann aber ist es höchste Zeit zum Handeln. Ich bin überzeugt, daß das Schiff unentwegt seinen südlichen Kurs beibehalten hat. Wäre es nach Norden abgebogen, so bestünde für die jetzigen Herren an Bord die Gefahr, daß sie die vielbefahrenen Gewässer zwischen dem asiatischen und dem amerikanischen Festland und Hawai nicht unbeachtet durchfahren könnten. — Außerdem — wo sollten sie sich jetzt im Norden verbergen? Der Winter hält jetzt dort seinen Einzug. — Ich bin also sicher, daß sie nach Süden gefahren sind."

„Einverstanden! Aber fahren Sie fort!"

„Man wird vermutlich dort unten einen Unterschlupf suchen und dann die Verhandlungen mit uns eröffnen."

Ebenfalls einverstanden. Wo soll nun aber nach Ihrer Meinung dieser Unterschlupf zu finden sein?"

„Das kann ich natürlich nicht sagen. Wahrscheinlich doch wohl mitten im Ozean auf irgendeiner unbewohnten Insel, deren soll es tief unten im Süden eine große Anzahl geben, habe ich mir sagen lassen, und ich halte es für denkbar, daß die Bande auf diesen Ausweg gekommen ist."

Dalon sah den Sprecher lange an, überlegte und meinte schließlich: „Ich fürchte, lieber Herr Hull, daß Sie sich in Widersprüche verwickeln."

„Inwiefern?"

„Nun, nehmen wir an, daß Ihre Ansicht sich bewahrheitet, und daß die „Springflower" eine der weit südlich gelegenen Inseln aufsucht. Es darf sich wohl nur um eine unbewohnte Insel handeln, denn sonst könnte die Landung und der Aufenthalt nicht unbemerkt vor sich gehen. Was wollen Sie nun zur Befreiung der Damen unternehmen? Sie werden um eine Antwort verlegen sein, fürchte ich. Die Insel wird sehr weit vom nächsten Festland entfernt liegen, und wir werden nur schwer unbemerkt bis zu ihr vordringen können. Zu einem überraschenden Überfall fänden wir wahrscheinlich gar keine Gelegenheit. Aber ganz abgesehen von all dem glaube ich gar nicht an Ihre einsame Robinsoninsel. Es spricht sehr viel, wahrscheinlich sogar Entscheidendes gegen Ihre Annahme. Bedenken Sie, daß die „Springflower" mehr als zweihundert Menschen an Bord hat. Sie mag mit Lebensmitteln und mit Kohlen für vier Wochen versehen sein, das heißt, sie dürfte mit ihren Vorräten gerade bis zu Ihrer Robinsoninsel ausreichen. Was geschieht dann? Wollen Sie mir sagen, wie die zweihundert Menschen dort ernährt werden sollen? Etwa durch Jagd, durch Fischerei? Ganz unmöglich! Denn gäbe es dort eine ersprießliche Jagd und genügend vegetabilische Nahrungsmittel, so wäre die Insel nicht unbewohnt, und wir stoßen abermals auf eine Unmöglichkeit."

Frank wiegte den Kopf und konnte sich Dolans Einwänden nicht verschließen. Scheinbar hatte Dolan in diesen letzten Tagen sehr genau über alle Für und Wider nachgedacht und war trotzdem zu keinem Ergebnis gekommen.

„Nicht minder schwierig wie die Lebensmittelfrage", fuhr er fort, „wird die Kohlenfrage sein. Der „Springflower" die Kohlen entziehen, hieße für die Banditen sich jedem Verfolger preiszugeben. Liegt die Insel sehr tief im Süden, und das nehmen Sie ja an ,so können die Zweihundert dort unten nicht unter freiem Himmel hausen; man müßte schon vorher für entsprechende Räumlichkeiten gesorgt haben, man braucht noch Kohlen für die Heizung — Sie sehen, wir stoßen immer auf neue Unmöglichkeiten."

„Ja gewiß, aber welche Ansicht haben Sie sich über das Schicksal der „Springflower" gebildet?"

Dolan schüttelte den Kopf.

„Keine — — —! Ich habe nur die Hoffnung, daß Sie recht behalten mögen, und daß es uns möglich ist, Gwennie und ihre Freundinnen durch ein Lösegeld zu befreien. Ich hoffe es; glauben kann ich nicht daran."

(Fortsetzung folgt.)

Im Faltboot nach England.

Von Dr. Johannes Wiehe.

Eine kuriose Vorgeschichte.

Nein, so was. Als ob es in der Luft läge. Mitten in meine fieberhaften Vorbereitungen platzt wie eine Bombe die Nachricht, daß ein cand. mach. Werner Schröder zur selben Zeit wie ich auf dem gleichen Wege von Köln nach London paddeln wolle. Ich hatte meinen Plan hübsch geheim gehalten und hatte mir in den Kopf gesetzt, eine ganz neuartige Verkehrswerbung zu betreiben. Mit der deutschen Botschaft, der Seewarte und einigen anderen Stellen stand ich in Verbindung. Und nun eine Konkurrenz am eigenen Ort. Da mir als Verkehrsmann das Werbemoment höher stand, gab's nur eins: eine kameradschaftliche Paddelehe auf 4 Wochen mit der Konkurrenz.

Ein dreifacher Start.

Nachts rollte Schröder im D-Wagen nach Köln. Der „Klepperbub-Braunschweig" träumte im Gepäcknetz von großen Taten.

24 Stunden später. Pressenotiz: Der Franzose Marique hat den Kanal im Kanu überquert, wobei er infolge Wellen vorüberfahrender Dampfer zweimal kenterte; das Begleitboot machte ihn wieder flott." Ein mißglückter Versuch, aber Eile tat not. Wir würden auf das Begleitboot verzichten.

Einige Tage später befand ich mich auf dem Wege nach Rotterdam zum großen Start.

Der Vorgeschmack.

Mit 10 Kilometer Geschwindigkeit glitt inzwischen Schröder im „Klepperbub-Braunschweig" rheinabwärts. Sonnenschein, Wind und Gewitterregen waren seine Begleiter und sorgten mit vereinten Kräften für den nötigen Kanalvorgeschmack. Die letzte Nachricht vor Rotterdam im Boot begann mit leisem Regengetraufel. Frühmorgens schien die Sonne. Plötzlich sackt das Boot weg, eine Welle übernimmt die Morgenwäsche, die Leine kracht und mein Schröder fühlt sich unsanft mitsamt dem Boot in die Uferweiden versetzt. Ein Rheindampfer aber geht stromab. Der Racker! Er hat den Konkurrenten aufs Trockene gebracht.

So ganz ohne Feuchtigkeit schien es indessen nicht abgegangen zu sein. Die Knickerbockerstrümpfe mußten als Schwamm dienen, denn eine Blechbüchse oder ähnliche Schöpfinstrumente waren nicht aufzutreiben. Und der Klepperbub? Er hatte ein dickes Fell und hat's auf der ganzen Fahrt gehabt. Da der deutsche Ruderklub in Rotterdam nächtlicherweise schwer auffindbar war, hatte das Boot im Koninklijken Roel- end Zeil-Klub Ruhe gefunden, die aber nicht lange währen sollte.

Mit Gummituch, Klebstoff und Schere wurden noch verschiedene operativ-konstruktive Eingriffe unternommen, um vor unserem Kanalargonautengewissen sagen zu können: „Es ist alles wohl vorbereitet."

Als wir abends unter Berücksichtigung der Flut unseren „Klepperbub" zum Deutschen Ruderklub paddelten, sah man erstaunt von den großen Handelsschiffen auf die kleine Wasserwanze mit den vier Paddelblättern, die in regelmäßigem Takt über das Wasser marschierte. Die Hafenrundfahrtdampfer warfen uns einige Spritzer ins Gesicht.

Mit aufkommender Flut zum Holländisch-Klein-Venedig.

An diese Nacht werde ich zurückdenken. Zuletzt wurde vom Hohen Rat nur noch ein Stück Seife, ein Kamm, eine Rasierklinge usw. bewilligt, dagegen glaubten wir uns den Luxus zweier Zahnbürsten leisten zu können. Übrigens kann man sich glänzend mit einer Zahnbürste einseifen und den Pinsel sparen. Es war aber auch nötig, denn das 5,20 Meter lange und 0,90 Meter breite Boot trug im Höchstfalle 5 Zentner. Wir hatten aber tatsächlich 10 Kilogramm Übergewicht. Dordrecht, das entzückende Holländisch-Klein-Venedig empfing uns mit Staunen, selbst die Scheibe unseres Geschoßzimmers im 3. Stock stürzte mit Donnergepolter uns begrüßend herab. Das unnumerierte Zimmer lag zwischen Nr. 12 und 14.

Segel auf!

Frühmorgens nahm uns eine frische Briese beim Schopf, verjagte die Poesie der verschlafenen, schmalen, träumerischen Grachten Dordrechts und trieb uns mit Seglern und Schleppzügen maasabwärts. Der Teddybär am Mast grinste. Das ging solange gut, bis die Bojen sich aufrichteten und der Strom kenterte. Dann war's aus. Die Sonne hatte allmählich auch die Lust zum Scheinen verloren. Wir saßen sogar einmal auf einer Sandbank und mußten das Boot ziehen. Ich trat dabei auf eine Flunder, sie zappelte und ich bat höflichst um Entschuldigung wegen der unbeabsichtigten Anrempelung. Auf den übrigen Schlick- und Sandbänken sammelten sich zu Hunderten die Möwen, die in großen Scharen davonhetzten, wenn wir in Sicht kamen.

In den Moorgräben von St. Philippsland.

Wir paddelten den Klepper einen Moorgraben des Vordeichgeländes aufwärts. Bald stand das Zelt. Sternklare Nacht. Schröder patschte durch das Moor zum nächsten Haus nach Trinkwasser. Wir mußten uns durch Lichtsignale verständigen. Das Boot, das eben noch lustig schwamm, hatte eine sanfte Neigung erdwärts bekommen und lag im Dreck, wie ich mit Staunen bemerkte. Der Moorgraben hatte die unangenehme Eigenschaft, nur bei Hochflut kurze Zeit Wasser zu führen. Ein kümmerliches Gerinnsel lief durch den Graben. Ich wunderte mich, wie die Sterne darin wieder blinkten und funkelten und warf in kindlicher Freude kleine Dreckklumpen ins Wasser. Als sei eine Perlenkette auf dem Wasserspiegel zerplatzt oder eine Schar von Leuchtkäfern unliebsam aufgeschreckt, so huschten blaue Funken gehetzt über die Fläche — das Wasser leuchtete.

Inzwischen brodelte es im Kochtopf. Zur Flamme von „Meta" Hartspiritus tanzten die Nudeln in der Tomatensuppe. Da die sparsame Wirtschaft keine Teller vorsah, mußte der Aluminiumbecher — aber das nur so nebenbei. Die Nudeln waren fertig. Da sie aber mit Hartspiritus gekocht waren, hätten wir manchmal gerne nach einem Vorschlaghammer gerufen.

Langsam stieg die Flut. Die leeren Futterbeutel nötigen zum Einkauf. Das Dorf lag weiter, als wir annahmen. Inzwischen hatte der Strom schon wieder gekentert und unser Boot lag im Schmutz. Der Schäfer kündete uns die betrübende Tatsache vom hohen Deich herab. Ein mühsamer Start auf glitschigem Moorboden. Fischerkinder halfen uns.

Durch Zollschranken und Schleusen zum Meer, zum Meer.

Mit gold'ner Sonne fing's an, mit Pladder und Gewitter empfing uns die See. Was könnte man nicht alles erzählen! Von der „Liquenda", dem Kohlenschiff, mit dem Louis XIV. Fremdenzimmer und Mutter Schott, des ehrlichen Scheepers Marinus Frau, und von einer Nacht vor Terneuzen. Wie ein Block lag die „Liquenda" im Dämmer der Nacht, Lichter wiesen die Bahnen anderer Schlepper und Dampfer und über die Schaumkämme der Wellen zuckte in Tausend und Abertausend Funken das Meerleuchten. Oder soll ich vom Genter Hafen und dem Westfalen auf dem Kahn nebenan berichten. Er hockte auf seinem Kahn, spie einen Kreis Sumpf um sich und bekopfschüttelte unser Boot. Dann wurde er warm. Ja, ich habe gelebt — Pause — ich kenne die Welt — Pause — Hätte sie noch mehr gekannt — Speien und Pause — wenn ich nicht geheiratet hätte — lange Pause — hätte ich damals gewußt, was ich heute weiß — Speien — ich hätte nie geheiratet — aus. Grammophon, Mundklavier und Hundegebell. Es regnete in Strömen. Was half es, wir paddelten und der Genter Hafen hatte seine Sensation.

10 Kilometer vor Brügge stürzte sich eine schwarze Wolke auf uns. Im Kanalwasser trieben unzählige Fische, die vom Blitzschlag getroffen waren. Es stand jammervoll, an Zeltaufbauen war garnicht zu denken, die Nacht kam und wir machten unter einer Schwenkbrücke fest. Das proviantbeschwerte Boot gewährte jedem von uns einen Raum von 1 m Länge, 40 cm Breite und 20 cm Tiefe. Das reichte für den anspruchslosen, nach rechts verkanteten Oberkörper, die unteren Extremitäten wurden in der Zeltbahn verpackt zum Boot herausgestreckt. Der Brückenminister staunte nicht schlecht, als es frühmorgens unter der Brücke lebendig wurde. In Ostende peitschte die Brandung gegen die Quaimauer. Dem Zeitungsverkäufer rissen wir die deutschen Zeitungen aus der Hand. Eine Frage beherrschte uns nur, die Frage an die Wetterkarte: „Welchen Weg nimmt das Tief über England?"

Durch die Seeschleuse ins offene Meer.

2000 Kubikmeter Wasser mußten um unseres kleinen Bootes willen bewegt werden. Die Seeschleuse bei Ostende gab uns den Weg frei. Noch ein tüchtiger Gewitterklatscher im Hafen, ein Gruß dem Ostende-Dover-Dampfer, Brandungswellen, Spritzer, Menschen am Pier, wir hatten die See, das heiß ersehnte offene Meer. Die Wellen stürzten an uns vorbei, es schien, als jagten wir dem Meer entgegen. Aber das Pier hielt uns mit eisernen Klammern. Wir jagten — scheinbar — Zähne zusammen — eins, zwei, eins, zwei, nach Zählen. Immer schärfer blies der West, peitschte die Wellen bis zu 3 Meter auf und tobte vor Wonne, wenn uns die Spritzer und Klatscher äfften. Eine Hundearbeit. Nach 5 Stunden gaben wir's auf; ganze acht Kilometer hatten wir geschafft. Der Abend konnte eine ruhigere See bringen. Die Brandungswellen tappsten spöttelnd hinterher. Am Strand von Middelkerke empfing

uns eine neugierige und hilfsbereite Schar. Am Fuße der Quaimauer erstand unser Zelt. Die Heringe wollten im Sande nicht fassen, durch alle Lücken pfiff der Wind. Ich sah den nächtlichen Zusammenbruch schon kommen, denn das Zelt war jetzt schon platt wie eine Flunder geworden. Die neugierige Middelkerker Jugend umstand und umsaß uns bis zur Nachtzeit. Jeden Bissen, jede Handreichung verfolgten 20 Paar Augen. Auf der Quaimauer stand die vornehme Welt in neugieriger Zurückhaltung.

Bei Nacht machte sich der Wind über das Zelt her und preßte es zusammen.

Der kommende Morgen brachte eine ruhigere See. Reichlich war der Start mit Klatschern gewürzt. Der zunehmende Wind blies dieselbe Melodie wie tags zuvor. Wir machten uns den Text dazu und der hieß, wenn es so weiter geht, dann sind wir vor Ablauf meines Urlaubes nicht in Calais. Durch zerschossene Piere von der Brandung geworfen, liefen wir die neue Schleuse von Nieuport nach sechs Stunden Fahrt an.

In einer an Stelle des alten Schleusenhauses neu erbauten Wirtschaft hatte man dem „Chef éclusier a Nieuport" Hendrik Geeraert, ein Museum eingerichtet. Beim Ansturm der deutschen Truppen hatte der Schleusenmeister unter Einsetzung seines Lebens die Schleusen geöffnet. In der Grabrede heißt es zum Schluß: „Il est pour un exemple du plus grand patriotisme, Geeraert est la gloire de la patrie et de l'Armée." Pickelhaube und Stahlhelm fehlen im Museum nicht. Die Büste Geeraerts umrahmen die alliierten Fahnen, auch fehlt das Zeichen seines Amtes, der Schleusenschlüssel, nicht. Neben den Bildern von Foch, Petain, Wilson, Poincaré usw. sieht man den ehemaligen deutschen Kaiser mit zerbrochenem Schwert, überrauscht von den Fahnen der Alliierten.

Auf dem schnellsten Wege nach Calais.

Für uns gab es jetzt nur eins, so schnell wie möglich nach Calais. Mein Urlaub ging zu Ende. Deshalb wählten wir den Weg durch die Kanäle. In Furnes zerpeitschte der Regen unser Zelt. Die Furner Flamen waren uns sonst recht gut gesinnt. Auch der belgische Zoll in Adinkerque machte uns keine Schwierigkeiten. Die Franzosen behielten uns dagegen um so länger. Mit viel Bureaukratismus wurden unsere Börsen erleichtert. Wir hatten ja auch so viel zu schleppen, man bedenke, einen Kamm, ein Stück Seife .....

Dicht am Ziel und keine Hoffnung.

Am 14. August erreichten wir Calais. Durch das Observatorium in Blanc Nez, das wir sofort aufsuchten, pfiff der Wind. Auf der Steilküste stieß ein gewaltiger Obelisk in den Himmel zum Zeichen der englisch-französischen Brüderschaft. Der Westwind packte uns an die Gurgel. Man vermochte kaum zu stehen. Die folgenden Tage nahmen unsere Nerven in die Mühle. Westwind, Regen, Gewitter über der englischen Küste und eine geistig armselige Stadt. Die einzige Abwechslung bildete ein Fest, das dem 1910 untergegangenen Kanonenboot „Pluviose" galt. Man feierte die Namenseingravierung der Besatzung und Rettungsmannschaften in die Denkmäler. Nachts tanzte man auf der Straße Charleston Solo und in enger Umschlingung zu fünf und sechs. Am nächsten Tage rauschten die Fahnen, dröhnte das Kalbfell, Jeanne d'Arc führte die blauen Blusenmänner an, und zur französischen Nationalhymne standen die englischen Marineschüler vom Schulschiff stramm. Weithin über die Stadt hallten die Salutschüsse vom Geschütz des französischen U-Bootes.

Calais wimmelte von Menschen. Wir bekamen mit Müh' und Not ein Zimmer, das von innen nur mit einem Dorn zu öffnen war. Licht erhielt es auf Umwegen über des Hauses stillster Ecke und den Flur. Also finster, höchst finster.

Ob vorn am Pier oder hoch oben beim Leuchtturmwärter, — von der englischen Küste war nichts zu sehen. Schaumkämme verrieten eine aufgeregte See. Am Pier entlang liefen die Wellen sich überstürzend um die Wette. Hochauf sprühte der Gischt am Halt gebietenden Quader. Wir waren ganz bescheiden geworden und wünschten uns nur Windstille. Das hoffnungslose Wetter machte uns vollkommen stumpf. Man hatte Stimmungen, wie man sie aus der Feldzeit kannte, wenn man im Keller eines zerschossenen, von Granaten umplatzten Gebäudes den Gnadensplitter erwartete.

(Schluß folgt.)

 **Bunte Chronik** 

* **Sternschnuppen aus Hollywood.** Die Drohung amerikanischer Filmgesellschaften, die Gagen der Filmschauspieler zu kürzen, lenkt wieder einmal aller Augen auf das „Filmparadies" Hollywood, wo oft die kühnsten Träume durch die Wirklichkeit übertroffen, ungenannte, unbekannte Männer und Frauen entdeckt werden und bald am Filmhimmel als „Sterne erster Größe" erstrahlen. Wer erinnert sich nicht an den Unternehmungsgeist eines Harald Lloyd, der sich mühsam mit einem Freunde das Geld ersparte, um einen eigenen Film zu drehen, der für ihn das Sprungbrett zum Weltruhm bedeutete? Oder an Mae Murray, die noch vor wenigen Jahren ein unscheinbares Chorgirl war? Norma Talmadge verdiente als Statistin lange Zeit nur wenige Dollar wöchentlich, ehe sie jene Höhen erreichte, in denen sie später lächelnd ein Angebot von 500 000 Dollar jährlich für vier Filme ablehnte. Selbst Tom Mix, das Cowboy-Ideal, war lange Jahre Rauhreiter mit einem Wochenlohn von 25 Dollar — jetzt verdient er jährlich eine halbe Million. Die Schwestern Lillian und Dorothy Gish lebten noch vor wenigen Jahren mit ihrer Mutter in einem einzigen, äußerst dürftigen Zimmer; gegenwärtig erhält jede 5000 Dollar wöchentlich. Für viele Mädchen bedeuten die zahlreichen Schönheitswettbewerbe, die in Amerika so beliebt sind, den Schlüssel zum Filmparadies. Clara Bow, die schlecht und recht ihre 40 Dollar monatlich verdiente, errang auf einem solchen Wettbewerb den ersten Preis, fand Zugang zum Film und wird nun auf über 50 000 Dollar Jahresverdienst geschätzt. Aber wo viel Licht ist, ist auch viel Schatten. Auf der großen Filmbühne Hollywood spielt das Leben so manches Drama, das nie über die Leinwand geht. Das Scheidungsfieber geht um, Ausschweifungen aller Art beenden vorzeitig manche glänzende Filmlaufbahn, hier und da fällt wohl auch ein Revolverschuß — in Hollywood geht es eben nur um Geld oder Liebe, und trübe Geschichten der Eifersucht und des Neides verdunkeln manchen glänzenden Stern am Filmhimmel Hollywood, bis auch er wie eine Sternschnuppe in Vergessenheit und Finsternis versinken wird.

*

* **„Unter den Linden" in Helsingfors?** Seit ihrer Befreiung von russischer Herrschaft haben die Finnländer kein Hehl aus ihren aufrichtigen Sympathien für Deutschland gemacht. Alljährlich an einem Tage trauert ganz Suomi (Finnland) um die deutschen Soldaten, die kämpfend und sterbend mit jene Stunde bereiten halfen, da Finnland fortan allein den Finnen gehören sollte. „Aen kommer dag, än är ett alt vörbi" („Einst kommt der Tag, da alle Pein ein Ende hat"). Ein kleines Ereignis aus dem Alltagsleben mag hier beweisen, daß diese Sympathie für deutsche Art und deutsches Wesen nach wie vor als etwas Lebendiges in den Herzen der Finnländer wohnt. In einer Umfrage im Hufvudstadsbladet, der größten svekomanischen Zeitung des Landes, wird aus gebildeten Leserkreisen ganz ernsthaft an die Stadtverwaltung von Helsingfors das Ansinnen gerichtet, die dortige Boulevardsgatan umzutaufen. Der Name Boulevard paßt den Bewohnern nicht, und da diese Straße von schmucken Linden umsäumt wird, ist man auf den Gedanken gekommen, die Straße müßte nach „bekanntem Berliner Vorbild" „Under lindarna" benannt werden. Spricht dieser kleine Vorschlag nicht eine viel eindrucksvollere Sprache über die wahre Stimmung eines Volkes als alle gelegentlichen Freundschaftsreden bei internationalen Banketts?

*

* **Eine schwimmende Fabrik.** Auf der Themse liegt seit einiger Zeit ein neuartiges Schiff: Das Fahrzeug, ein 2000 Tonnen-Dampfer, stellt die erste schwimmende Fabrik zur Verwertung von Haifischen dar. Die erste Reise geht nach Australien, und dort wird das Schiff seine Eignung beweisen müssen. Es ist beabsichtigt, die Haie mit Hilfe der an Bord befindlichen Apparate und Maschinen restlos zu verarbeiten, und zwar sollen täglich 30 000 Tonnen erledigt werden. Aus den Häuten wird Leder gemacht. Ferner liefern die Haie in ihrem Fleisch und Fett Ausgangsstoffe zur Herstellung von Kunstdünger und Öl. Da das Fleisch und besonders die Flossen von der Bevölkerung des Ostens als Leckerbissen geschätzt werden, ist an Bord auch eine Trockenanlage eingerichtet, um diese Teile haltbar zu machen.

Verantwortlicher Redakteur: M. Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg.